

Stoffrechte Ullstein

Dietrich Garstka / Das schweigende Klassenzimmer

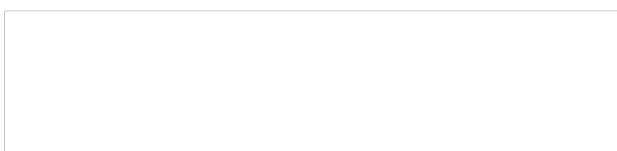
Für dieses Werk vertreten wir die Bearbeitungsrechte für Bühne. Da wir leider kein Ansichtsmaterial verschicken können, bitten wir Sie, das Buch im Buchhandel zu erwerben und sich bei einem Aufführungsinteresse hinsichtlich der Rechte an uns zu wenden.

Es ist möglich, in Rücksprache mit dem Verlag eine eigene Adaption dieses Buchs zu erstellen. Das Buch ist im Ullstein Verlag erschienen.

Wir wünschen viel Spaß bei der Lektüre.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Felix Bloch Erben Verlag



I. GEHEIMSACHE OBERSCHULE

Die Staatssicherheit ermittelt über eine Abiturklasse

Am 3. November 1956 tippt ein Oberfeldwebel in Frankfurt (Oder) auf die Tasten seiner Schreibmaschine. Er schreibt alle Wörter klein, auch die Überschrift: *besonderheiten*. Er verschreibt sich, drückt einen Buchstaben, der nicht passt, lässt ihn stehen, schreibt weiter, wieder falsch, auch diesen Fehler lässt er stehen, dann trifft er die richtigen Tasten.

Er schreibt von *einer 12. klasse in der Oberschule in storkow*. Hinter seine vertippten Buchstaben setzt er: *kreis beeskow*. Der liegt weit im Osten der Deutschen Demokratischen Republik, 30 km nur von der polnischen Grenze, aber auch nur 70 km von Berlin entfernt. Eine Kaff-Gegend ist das. Die Dörfer, auch die kleinen Städte, ducken sich in den sanften Mulden, drücken sich eng zusammen auf den flachen Hügeln, die das mächtige Eis einst liegen gelassen hatte. Wasser und Sand, Sand und Wasser.

Ein Oberfeldwebel schreibt über eine Schulklasse. Sie habe *5 gedenkminuten fuer die gefallenen freiheitskaempfer der konter-revolution in ungarne eingelegt*.

Der Oberfeldwebel ist von besonderer Art. Er kämpft nicht mit der Waffe. Er ist *leiter der inform.-gruppe*. Er kürzt ab. So oft geschrieben, so sehr bekannt. Information, Informant.

Seine Welt ist die Nachricht, die er von denen, die er leitet, erhält. Und dann gibt er sie weiter. Er gibt Meldung ab. An *die fachabteilung sowie die bezirksleitung der partei*. Deshalb tippt er. Er kämpft mit dem Ohr, mit dem Auge. Er lauscht, er

schaut. Er lässt lauschen, er lässt schauen. In die letzte Zeile, ganz unten auf der Seite, setzt er sein Zeichen: *mfs*, Ministerium für Staatssicherheit.

Er schreibt von einer Schulklasse in Storkow und von Ungarn. Storkow, noch kleiner als die Kreisstadt Beeskow, 25 km westlich von ihr, wo Straßen zu Stränden werden, wenn der Sand auseinanderfällt, weil es Tage nicht geregnet hat, wo die Wellen des Dolgensees durch das schaukelnde Schilf ans Ufer klatschen.

Und in Ungarn wird gekämpft, gegen die Herrschaft der Kommunisten, gegen die Rote Armee. Konterrevolution. Verwerflich, widerlich. Für diese Konterrevolutionäre hat eine 12. Klasse der Oberschule in Storkow fünf Gedenkminuten eingelegt. Auch verwerflich, aber noch mehr: unglaublich.

Der Oberfeldwebel notiert über die Gedenkminuten: *für die gefallenen Freiheitskämpfer der Konterrevolution*. Kurios. Weiß er, was er da zusammensetzt? Konterrevolution, das ist korrekt.

Aufstand gegen den Sozialismus kann nur Konterrevolution sein, nicht Revolution, weil Sozialismus Revolution ist. Aber die Konterrevolutionäre, die sind für ihn gefallene *freiheitskämpfer*.

Das geht doch nicht. Freiheitskämpfer, das sagt man im Westen, ein Modewort in diesen Tagen, aber eben im Westen, im faulen kapitalistischen Westen. Hat er zu viel West-Funk gehört, den RIAS, den SFB, den NWDR? Oder ist er so beeindruckt von dem Unfasslichen – eine Schulklasse ehrt den Feind –, dass ihm der Abstand zum verwerflichen Verhalten verlorengeht? Oder will er schreiben, wie die Schulklasse die Konterrevolutionäre bewertet? Aber so macht man das nicht. So ohne Distanz. Auch das noch: Er ehrt die Rebellen, sicher faschistisches Gesindel, sie sind *gefallen*, nicht erschossen, vernichtet, liquidiert.

Sein Text:

*am 1.11.1956 hat die 12. klasse der oberschule in storkow fkreis
kreis beeskow 5 gedenkminuten fuer die gefallenen freiheits-
kaempfer der konterrevolution in ungarndinge eingelegt.
diese mitteilung ist noch nicht ueberprueft.
die fachabteilung sowie die bezirksleitung der partei erhielten in
allen faellen mitteilung.¹*

Der Text des Oberfeldwebels wird von der informierten Stelle am selben Tag gelesen. Oben rechts ist mit Bleistift das Datum notiert: 3. 11. Am linken Rand ein dicker Strich mit Bleistift von oben nach unten gezogen, an seinem unteren Ende ein Querstrich: Bis hier im Text ist alles wichtig. Links neben dem Strich, mit demselben Bleistift geschrieben, schräg: *Oberschule*. Dazu ein Haken, eckig: Hier ist Wichtiges, Dringendes.

Drei Tage später erfolgt seine zweite Mitteilung. Wieder unter dem Vermerk *besonderheit*:

*mit fs 3. 11. 1956 berichten wir, dass die 12. klasse der oberschule
in storkow/beeskow 5 gedenkminuten fuer die gefallenen »frei-
heitskaempfer« der konterrevolution in ungarndinge einlegten.
die ueberpruefungen ergab eine bestaetigung dieser mitteilung.
70 prozent der eltern brachten zum ausdruck dass dieses eine
dummheit der jugendlichen war. der andere teil der aeusserte sich
nicht dazu.
bisher wurde nichts bekannt, dass es heute Mittag zu der durch-
fuehrung der gedenkminute kam.²*

Er setzt die Freiheitskämpfer in Anführungsstriche. Aha, er zitiert, Distanz ist ausgedrückt. Andere sagen Freiheitskämpfer, nicht er. Er hat sich gegen die anderen definiert, das Ereignis ist geordnet. Und dann lauschen und schauen: Er hat überprüfen lassen. Die Eltern der Schüler sind ihm wichtig. Er notiert ihre Bewertung. Woher kennt er so schnell die Prozentzahlen?

Eine lange Pause von sieben Wochen. Am 20. Dezember 1956 schreibt der Oberfeldwebel wieder über die unbotmäßige Schulklasse aus Storkow. Warum erst nach sieben Wochen? Sah er keinen Bedarf nach weiterer Untersuchung? Bei solch einem Fall? Da hätte er doch müssen, da wäre er doch gefordert ... Seine Mitteilung ist jetzt eine Seite lang, Überschrift *besondere ereignisse*. Am Rand wieder die Schrift mit dem Bleistift: *Eilt!*, eingerahmt mit zwei Strichen oberhalb und unterhalb. Darunter eine *V*, das ist eine Abteilung in der Stasi-Zentrale. Unter *V* eine energische schräge Handschrift mit Bleistift: »mit (unleserlich) in Verbindung setzen!« Die Dramatik der Randbemerkung streicht sich in den Text hinein, er ist mit Bleistift unterstrichen:

aufgrund der vorkommnisse an der Oberschule in Storkow (siehe Informationsbericht v. 3. 11. 56) wo schweigeminuten durchgeführt wurden, führte in der vergangenen Woche der Genosse Minister Lange eine Aussprache mit den Lehrern und Schülern durch, wobei er den Termin stellte, dass bis zum 21. 12. 56 der oder die betreffenden Schüler festgestellt werden sollen, welche die schweigeminuten organisiert haben. Sollte dieses nicht bis zu diesem Termin geklärt sein, dann wird der gesamten Klasse das weitere Studium untersagt.³

Ein Minister in der Klasse. Rädelsführer wird gesucht. Ultimatum. Schulverweis. Sperrig stellt sich sein spröder Ausdruck gegen die Dramatik des Geschehens.

Nun aber hat er es eilig. Nach nur zwei Tagen, am 22. Dezember 1956, schreibt der Oberfeldwebel noch einmal, jetzt ein Finale:

nach Mitteilung der Kd Beeskow hat der Minister Gen. Lange angeordnet, dass die 12. Klasse aufgelöst ist und keiner der Schüler das Abitur somit ablegen kann.

Entlassung? Die ganze Klasse? Er erklärt:

von seiten der partei in verbindung mit dem volksbilduns ministerionn m inisterium wurde alles unternommen, die schueler zu bewegen, über ihre schlechte haltung rechenschaftabzulegen. jedoch lieszen sich die schueler nicht damit ein.⁴

Noch immer sammelt er falsch getippte Buchstaben. Sein Ton: nüchtern, sachlich, distanziert, nichts von *besonderheiten*. Abiturklasse, schlechte Haltung, Entlassung.

Eine Geschichte ist zu erzählen von einer Schulklasse, von 5 Mädchen und 15 Jungen, 17 oder 18 Jahre alt, die wegen ihrer *schlechten Haltung*, von der sie nicht lassen wollen, die große Politik in ihre kleine Schule zwingen, und erleben müssen, wie das ist, wenn man Diktatoren reizt.

2. STALIN FÄLLT UM

Wir hören vom Aufstand der Ungarn

Wir waren 1956 die Abiturklasse, die 12. Klasse, 5 Mädchen, 15 Jungen, an der Kurt-Steffelbauer-Oberschule in Storkow, einer kleinen Stadt mit etwa 5000 Einwohnern in der Mark Brandenburg, damals Bezirk Frankfurt (Oder), eine Stunde mit dem Zug oder mit dem Auto von der Berliner Mitte entfernt.

Im Oktober 1956 sendete der verbotene RIAS aufregende Nachrichten, die unseren Schulalltag durcheinanderbrachten. Gespannt hingen wir an den Rundfunkgeräten.

RIAS, 24. 10. 1956, Nachricht:

Tausende und Abertausende Studenten, Arbeiter und Soldaten demonstrieren seit gestern Abend für Freiheit und Unabhängigkeit ihres Landes. Mit (...) der ungarischen Fahne und Spruchbändern, auf denen zu lesen stand, (...): »Schickt die Rote Armee nach Hause« und »Wir fordern freie und geheime Wahlen«, zogen die Demonstranten durch die Straßen. Später stürmten sie Parteibüros und öffentliche Gebäude. Sicherheitstruppen stellten sich ihnen entgegen und verwickelten die Demonstranten in blutige Kämpfe. Regierung und Politbüro der Kommunistischen Partei Ungarns wurden unter dem Druck der Ereignisse umgebildet. Imre Nagy, erst kürzlich von dem Vorwurf des Titoismus rehabilitiert, trat wieder an die Spitze von Partei und Regierung. Über den Rundfunk erließ die Regierung Aufrufe an die Bevölkerung, die zur Ruhe mahnen. Als die Lage sich dennoch zu-

spitzte, griffen sowjetische Truppen auf Bitte des neuen Ministerpräsidenten in die Kämpfe ein.⁵

RIAS, 24. 10. 1956, Gespräch:

Der Kampf der Ungarn, der revolutionäre, ist das ein Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit?

Ja, Ungarn war ja jahrhundertlang die Bastei gegen den Osten. Und wird auch immer die Osten-Bastei sein. Schauen Sie, wenn wir nun das nehmen, die Glocken läuten. Warum läuten die Glocken in den Mittagsstunden? Weil, Ungarn hat die türkische Macht damals zurückgeschlagen, und jetzt steht Ungarn auch fest, felsenfest. Und vergessen Sie nicht, damals waren die Russen nach Westen marschiert, in diesem kleinen Budapest waren sie drei Monate. Und jetzt? Sie kennen meine Leute nicht. Die werden jetzt kämpfen bis zu dem letzten Blutstropfen, bis zu dem letzten Mann, weil, die werden das nie vergessen, das geistige Blutbad, was die Russen angerichtet haben und diese ganze Besatzung, was die Russen gemacht haben.

RIAS, 27. 10. 1956, Kommentar:

Mit Phosphor-Granaten schossen die Sowjets gestern in die Arbeiterviertel Budapests. Mit Panzern rückten sie gegen Betriebe vor, in denen die Arbeiter die ungarische Revolution gegen den Angriff der sowjetischen Reaktion verteidigten (...) Die sowjetischen Divisionen, deren Panzer gegen Budapester Arbeiter eingesetzt wurden, eröffneten das Feuer im Namen einer Arbeiter- und Bauernmacht, und ihre erste Amtshandlung war die Gründung einer sogenannten Arbeiter- und Bauernregierung.

Auch das ist schon einmal geschehen. Nach 1945, als die sowjetische Armee zum ersten Mal in Ungarn einmarschierte, als die Polit-Offiziere und die Instrukteure mit der Gründung der Volksrepublik Ungarn begann. Es hat keine Arbeiter gegeben, die für die Volksrepublik Ungarn in den Streik oder auf die Straße

gingen. Was die Arbeiter für diese sogenannte Volksrepublik empfanden, war Hass und Empörung, sie hassten diesen Staat, der vorgab in ihrem Namen zu regieren (...) Aber als sie es wagten, Forderungen zu stellen, da ließen die sowjetischen Generale ihre Soldaten auf sie schießen. Wo gibt es in sogenannten kapitalistischen Ländern Generale, die im Auftrag einer Partei oder einer Wirtschaftsgruppe so gegen Arbeiter vorgehen könnten?

Es ging um Ungarn. Bewaffneter Aufstand. Gegen das sozialistische Regime, gegen die Diktatur, und dann gegen die Sowjetarmee. Drei Jahre zuvor, am 17. Juni 1953, hatten wir den Aufstand deutscher Arbeiter erlebt, auch in Storkow. In der Schuhfabrik wurde gestreikt. Im Arbeiter- und Bauernstaat war Streiken verboten, weil konterrevolutionär. Arbeiter streiken gegen Kapitalisten, nicht aber gegen Sozialisten, gegen den Staat, in dem der Sozialismus aufgebaut wird, für die Arbeiter und mit den Arbeitern. Wir hatten beobachtet, wie die Polizei und der Staatssicherheitsdienst die Streikführer im Betriebsgelände der Schuhfabrik an der Lebuser Straße festnahmen, durch das Tor in bereitstehende Wagen zerrten, vorbei an den Arbeiterinnen und Arbeitern, die durch Gewehrläufe, die auf sie gerichtet waren, daran gehindert wurden, ihre Kollegen aus den Griffen dieser Ordnungshüter zu befreien.

Und nun, drei Jahre später, Ungarn. Wir verstanden sofort, dort war mehr los als damals bei uns. Die Ungarn kämpften mit Waffen. Es war wie David gegen Goliath, das kleine Ungarn, 500 km von West nach Ost und 300 km von Nord nach Süd, gegen das größte Land der Erde, 9000 km von West nach Ost, 3000 km von Nord nach Süd. So stellten wir uns das Verhältnis zwischen diesen beiden Staaten vor. Wir sahen keine Bilder, Fernsehen gab es nicht. Wir hörten Radio, RIAS. Aus den Worten machten wir Bilder in unseren Köpfen. Wir begeisterten uns für die Ungarn. Hier stand ein ganzes Volk auf. Es entschied sich für den bewaffneten Aufstand. Die Besatzungsmacht sollte raus, das elektrisierte uns.

RIAS, 27. 10. 1956, Interview mit einer geflüchteten Ungarin:

Sie glauben, dass es besser ist, seine Heimat zu verlassen, als unter den Russen zu leben?

Natürlich, es ist ja schwer, die Heimat zu verlassen, mein Herr, nicht wahr!

Es ist entsetzlich, aber unter den Russen zu leben, das ist viel, viel fürchterlicher.

Sie kennen die Russen?

Wir kennen sie. Wir haben das schon mitgemacht, einmal.

Haben Sie Angst, dass die Russen eventuell Vergeltung üben könnten?

Wir haben Angst. Wir haben Angst, bitte. Eine Riesenangst haben wir sogar, ja. Denn wir kennen sie.

RIAS, 29. 10. 1956, Reportage:

Es war eine wunderschöne Demonstration. Die jungen Kerle haben den Zug angefangen.

Die Studenten?

Auch die kleinen Buben, die 13-jährigen, die 14-jährigen. Mit denen hat's angefangen. Sie haben Fackeln (...) getragen, haben die roten Fahnen in die Donau geschmissen. Und sind so gezogen, nicht wahr. Inzwischen ist eine Deputation zum Radio und hat, ich weiß nicht, hat Gerö [Erster Sekretär der kommunistischen Partei der ungarischen Werktätigen] zur Verantwortung ziehen wollen. Der hat inzwischen eine Rede gehalten. Und dort hat man vier Studenten abgeschossen.

Wer hat zuerst geschossen?

Die AVH [Staatssicherheitsdienst]. Als die Demonstranten ins Funkhaus kamen.

Bei dieser Demonstration?

Nicht bei der Demonstration, die ins Radio eingedrungen sind. Man hat sie hineingelassen.

Wer hat zuerst geschossen?

Die AVH.

Die AVH hat zuerst geschossen, als die Demonstranten ins Funkhaus kamen?

Ja, dann sind sie mit Bomben, diesen, no, wie sagt man, Tränenbomben gekommen.

Tränengas?

Tränengas gekommen. Und dann hat's erst angefangen. Die zweite Provokation war vor Stalin.

Denkmal.

Denkmal, ja. Dort haben sie schon wieder in die Menge hineingeschossen.

In die unbewaffnete Menge?

In die unbewaffnete Menge (...)

Es steht eindeutig fest, dass die AVH zuerst geschossen hat?

Das ist ganz bestimmt, das ist ganz bestimmt. Natürlich war dann die AVH sehr, sehr, wie soll ich sagen, gemein, weil sie am Abend dann auf der Gasse so auf die Leute geschossen haben, dass sie gar nicht gewusst haben, warum. Ganz grundlos.

Wir alle hörten RIAS. Das war der Rundfunk im amerikanischen Sektor von Berlin, der Sender der amerikanischen Besatzungsmacht. Noch heute fallen ehemaligen Genossen Abwertungen aus dem Kopf, wenn sie von diesem Sender sprechen: ein schlimmer Sender, ein Hetzsender, ein Falschmelder. Die Initialen des Senders wurden entsprechend anders gefüllt: *Rundfunk im Ami-Sold* oder: *Revolverhelden, Intriganten, Agenten, Saboteure.*

RIAS hören war verboten: »Volksverhetzung.« Deshalb funktionierte der Mechanismus des Ausschaltens. Bevor man das Radio ausschaltete, stellte man einen DDR-Sender ein. Wenn undurchsichtiger Besuch aus dem Gespräch heraus erklärte, jetzt einmal eben die Nachrichten hören zu wollen, schaltete er das Radio ein und hörte, welcher Sender eingestellt war. Schnell war man als Westhörer identifiziert. Weil die Funktionäre wussten, dass Millionen den RIAS hörten, legten sie auf seine Frequenz ein nervendes Band von störenden Ge-

räuschen. Wir hörten trotzdem. Wenn wir im Internat RIAS hörten, stellten wir vor der Zimmertür eine Wache auf, wir trauten den jüngeren Schülern nicht.

Es gab eine Kultsendung, nur kurz, aber jeden Tag, abends um 18.00 Uhr, später nur noch jeden Sonntag um 12.00 Uhr. Sie begann mit dem Läuten der Freiheitsglocke. Diese Glocke war ein Geschenk der USA an Berlin, sie hing – und hängt – im Glockenturm des Schöneberger Rathauses, Sitz des Regierenden Bürgermeisters von West-Berlin. Und dann sprach die Stimme:

Ich glaube an die Unantastbarkeit und die Würde jedes einzelnen Menschen. Ich glaube, dass allen Menschen von Gott das gleiche Recht auf Freiheit gegeben wurde. Ich verspreche, jedem Angriff auf die Freiheit und der Tyrannei Widerstand zu leisten, wo immer sie auftreten möge.

Das sollte ein Hetzsender sein? Diese Worte erhoben uns. Vielleicht kamen sie in Westdeutschland als Phrasen an. Uns trafen sie. Wir wurden in der Schule aus dem Geist des Humanismus erzogen, kulturelles Erbe der Klassik nannte man das. Jedoch unterschied sich unser Alltag in der DDR deutlich von ihm. Humanismus war Politisierung für den Sozialismus, in dem der Einzelne nur ernst genommen wurde, wenn er gehorchte: den Funktionären, der Partei, der FDJ. Die Kult-Worte des RIAS wirkten nie verbraucht, obwohl sie jeden Tag gesendet wurden, weil unsere verbogene »Humanisierung« auch nie aufhörte. So lebten wir im Fieber aufgeregter ideologischer Hochwertigkeit.

RIAS, 30. 10. 1956

Außerordentliche Sitzung des Abgeordnetenhauses von West-Berlin, Rede des Präsidenten Willy Brandt. Während der folgenden Sätze ertönte die Freiheitsglocke:

Ich glaube, dass ich einem Gefühl des gesamten Hauses und der gesamten Bevölkerung Ausdruck verleihen darf, wenn ich sage, wir verneigen uns vor den Opfern des Kampfes für Freiheit und Frieden und Selbstbestimmung der Völker. Vor den Arbeitern, Bauern und Studenten von der Frankfurter Allee in Berlin bis Posen und Budapest und bekunden unseren unbeugsamen Willen, dass auch unser eigenes Land mit seiner Hauptstadt Berlin in Freiheit wieder vereinigt werden muss.

RIAS, 29. 10. 1956

Aufruf von Otto Suhr, Regierender Bürgermeister von West-Berlin:

*(...) Ebenso wie die Unfreiheit ist auch die Freiheit nicht teilbar. Und was in Ost-Berlin vor drei Jahren begann, was sich über Posen und Warschau jetzt nach Budapest fortsetzte, könnte eines Tages über Prag und Leipzig nach Ost-Berlin zurückkehren (...)
Die Flamme der Freiheit lässt sich nicht ersticken. Sie wird weiterbrennen, weiter um sich greifen, und der Tag wird kommen, an dem Recht und Freiheit siegen.*

Das traf. Wir im Osten, in der sowjetisch besetzten Zone, in der »Zone«, waren gemeint. Wir hatten einen Traum, auch wir Mädchen und Jungen, von Freiheit, der auch der Traum von der Einheit war. Wenn Otto Suhr von der Flamme der Freiheit, Willy Brandt vom unbeugsamen Willen zur Freiheit und Einheit sprachen, wuchsen Freiheit und Einheit zum Gefühl der Sehnsucht in uns. Die Ungarn kämpften für diese Sehnsucht. Sie waren unsere Helden, die den Mut hatten, sich gegen die imperialistische Sowjetunion zu erheben.

*

Warum fühlten und dachten wir jungen Menschen von 17, 18 Jahren antisowjetisch, oder einfacher, antirussisch? Öffentlich durften wir das Wort Russe gar nicht gebrauchen. Der Russe

war nur ein Teil des Vielvölkerstaates der Sowjetunion. Wir mussten sagen: Sowjetmensch. Und der Sowjetmensch, mussten wir sagen, lebe in dem Sowjetvolk, dem ruhmreichen. Die Sowjetmenschen wussten alles besser, sie konnten alles besser, so jedenfalls verstanden wir als Jugendliche unsere Belehrungen. Man stahl uns die Geltung unserer eigenen Geschichte. Unter uns sagten wir nur Russe oder Russki oder übernahmen die Landsersprache des Zweiten Weltkrieges, indem wir vom Iwan sprachen.

Beim Einmarsch der Roten Armee waren wir sechs oder sieben Jahre alt. Als Befreier erlebten wir die Soldaten nicht. Wir alle trugen Erinnerungen mit uns, die dem Bild vom Sowjetmenschen widersprachen, und weil über dieses Bild öffentlich nicht gesprochen werden durfte, richteten wir uns in zwei Kammern unseres Bewusstseins ein: Was wir erlebt oder gehört hatten und was wir sagen sollten. In unserem Gedächtnis dämmern noch heute Bilder unserer Begegnungen mit sowjetischen Soldaten.

Gisela erzählt:

Wir hatten uns beim Einmarsch der Roten Armee in den Wald zurückgezogen. In einem Erdloch suchten wir Schutz. Es war mit Baumstämmen, auf denen Laub gestreut war, überdacht. Meine Mutter lag ganz unten auf dem Boden, unter dem Federbett, so konnte sie keiner sehen. Sie musste sich krümmen, das Loch war eng. Auf dem Federbett saßen meine Großmutter und ich. Die Russen kamen. Sie schauten rein und gingen weiter. Sie suchten deutsche Soldaten, die sich in diesen Erdlöchern versteckt hielten. Dann kam ein Soldat mit einer vorgehaltenen Kalaschnikow. Er stieg in das Loch rein. Ich bekam Angst. Ich schrie: Mama! Meine Mutter hob den Arm, sie wollte mir helfen. Meine Großmutter schlug ihr den Arm nach unten. Der Soldat stellte sich mit dem MG vor das Loch. Er blieb die ganze Nacht. Ich hatte das Gefühl, er steht für uns Wache gegen andere Soldaten, die den Wald durchstöberten auf der Suche nach Frauen. Er gab meiner Groß-

mutter einen Bonbon: Essen, gutt. Sie nahm ihn ängstlich in den Mund. Als er sich etwas entfernt hatte, spuckte sie ihn aus, sie hatte Angst vor Vergiftung.

Gertraud erzählt:

Wir kamen aus Groß Eichholz aus dem Wald nach Bugk zurück. Als wir schlafen gingen, legten sich die Frauen zuerst ins Bett, die Kinder legten sich auf die Frauen und schauten oben mit dem Kopf heraus. Im Untergeschoss hielten sich viele Russen auf, sie kochten, wir Kinder kriegten etwas ab. In der Scheune hatten die Russen Vieh zusammengetrieben. Als sie abzogen, ließ ein älterer Offizier für uns eine Kuh und ein Kalb zurück, er sagte: Milch für Kinder.

Bernd-Jürgen erzählt:

Was nachts geschah, das wussten wir Kinder. Wir hörten es ja. Wir Kinder mussten am Tag aus den Kellern raus und in Eimern Modder, dreckige, schlammige Erde, holen. Damit schmierten sich die Frauen ein. Einmal wollten sie meine Mutter mitnehmen. Meine Großmutter legte sich auf sie. Mit dem Gewehrkolben haben sie ihr den Schädel blutig geschlagen. Dann ließen sie von ihr ab. Wir kamen nach Cottbus, wir wohnten hier bei der Schwester meines Vaters. Wir Kinder mussten betteln gehen oder klauen, wenn wir nicht verhungern wollten. Auf dem Flughafen strichen die Russen deutsche Flugzeuge für den eigenen Gebrauch neu an. Ich durfte zuschauen. Hier war auch was zu holen. Ich ging mit einer leichten Milchkanne aus Blech auf das Gelände, die Soldaten mochten mich, ich war ein kleines Kerlchen mit schwarzen Haaren. Sie schütteten mir graue Grütze in die Blechkanne und gaben mir dazu schwarzes Brot. Prima. Als ich aber aus dem Gelände herauskam, standen größere Jungen da und haben mir das Essen weggenommen. Das passierte oft.

Dietrich erzählt:

Wir gingen auf der Landstraße, meine Mutter, mein Bruder Wilfried, Rainer lag im Kinderwagen; wir hatten den Wald ver-

lassen, in dem wir uns vor den Russen versteckt hatten, und wollten nach Hause. Ein sowjetischer Militärlastwagen fuhr an uns vorbei, stoppte, aus dem Seitenfenster schaute eine Soldatin zu uns zurück. Als wir sie erreicht hatten, hielt sie eine Puppe aus dem Wagen, reichte sie meiner Mutter und sagte in hartem russischen Akzent: Chirr, deutsche Mutter. Zu Hause dann die Zerstörung, die Dinge zerschlagen, zerrissen, aus dem Fenster geworfen.

Bedrohung und Angst, Fürsorge und Freude, der Besatzer hinterließ ein doppeltes Bild in uns. Weil aber die Erwachsenen nur die Bedrohung und die Angst kannten, dominierten diese Bilder in uns. Die ängstliche Vorsicht wurden wir nicht los. Sie war die Besatzungsmacht in uns selbst.

Von ihrer Wirkung erzählt Dietrich:

Es war im Sommer 1952, ich war 13 Jahr alt. Wir Fabrschüler aus Lindenberg saßen in der Bahnhofsgaststätte von Beeskow, zum Lochbillard reichte das Geld nicht mehr. Unserem Tisch gegenüber saß ein sowjetischer Offizier mit zwei Soldaten. Auf unserem Tisch stand eine Schale mit steinharten Erbsen. Wer traut sich, eine Handvoll von diesen Erbsen auf den Russentisch zu schmeißen? Zögern, eigentlich nicht ernst gemeint. Ich erinnerte mich, was am Tag zuvor in dieser Gaststätte los war. Ein russischer Soldat war in den Gastraum völlig betrunken hereingetorkelt, brüllte irgendetwas Unverständliches, schleppte sich an die einzelnen Tische, von denen die Gäste aufgestanden waren und sich an die Wand gedrückt hatten. Keiner wagte mit dem Soldaten zu reden, seine Aggression wurde hingenommen. Daran dachte ich, nahm die Erbsen und schmiss sie auf den Russentisch. Ich rannte nach draußen, hörte sie noch auf die Tischplatte ticken, an die Gläser klirren, aber ich kam nicht weit, nach ca. 100 Metern wurde ich festgehalten, umgedreht und sah in das Gesicht des Offiziers, jung, klug, fast melancholisch. Er ließ mich los und fragte: Warum machst du das? Ich hatte nur noch Angst. Es vergingen Sekunden. Warum machst du das?, wiederholte er. In seinem Gesicht keine Aggression, im Gegenteil, Trauer. Schließlich erzählte ich die Geschichte vom letzten Tag. War ich das?, fragte er. Nein. Lebt dein

Vater noch? Ja. Ist er Faschist? Bist du Faschist? Mein Bruder ist tot, von Deutschen getötet. Soll ich dich erschießen? Denke mehr nach. Er drehte sich um und ging zum Bahnhof zurück, ich verdrückte mich in Richtung Innenstadt. Ich erzählte niemandem davon.

Die Beschämung saß. Sie verhinderte aber nicht das Denken in den zwei Kammern.

*

Eine Nachricht aus Budapest faszinierte uns besonders. Stalin war umgefallen:

Auf dem Stalinplatz glich die Szene mehr einem großen Volksfest. Gegen zehn Uhr abends gelang es der Menge endlich, das acht Meter hohe Stalinstandbild umzureißen. Nur die beiden Stiefel blieben auf dem Sockel stehen, und in einen Stiefel stellte man eine schon schwer mitgenommene ungarische Fahne. Das Standbild selbst wurde mit einem Lastwagen über die Stalinstraße, die Hauptstraße der Stadt, geschleift.⁶

Stalin war allgegenwärtig. Er war von göttlicher Omnipotenz. Immer wieder hatten wir von seiner unvergleichlichen Größe gehört, sodass wir schon anfangen, Stolz zu fühlen, dass dieser Mann in seiner Weisheit das ganze sozialistische Lager führte. Aber er war auch der Albtraum. Er war die Besatzungsmacht. Wir sahen, wie die Waggons in Richtung Osten fahren, wir hörten, wie die Räder dumpf auf die Stöße der Gleise schlugen, die Waggons waren voll. Wir sahen auch, wie die Waggons aus dem Osten kamen, die Räder klapperten hell über die Stöße, sie waren leer. Ausbeutung sagten die Älteren. Unsere Grundschullehrer sagten nichts dazu. Sie hätten es uns erklären können. Tabu. Sie ließen uns zurück in unseren zwei Kammern im Kopf. Angst vor Verschleppung wegen Sabotage, wegen eines offenen Wortes, wegen westlicher Gesinnung bestimmte die Atmosphäre, wenn es um die Besatzer – und im Hintergrund um Stalin – ging.